Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 22 (1946-1947)

Heft: 9

Artikel: Kanimbla : Leiden und Freuden eines Schweizer Auswanderers im australischen Busch

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1068956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

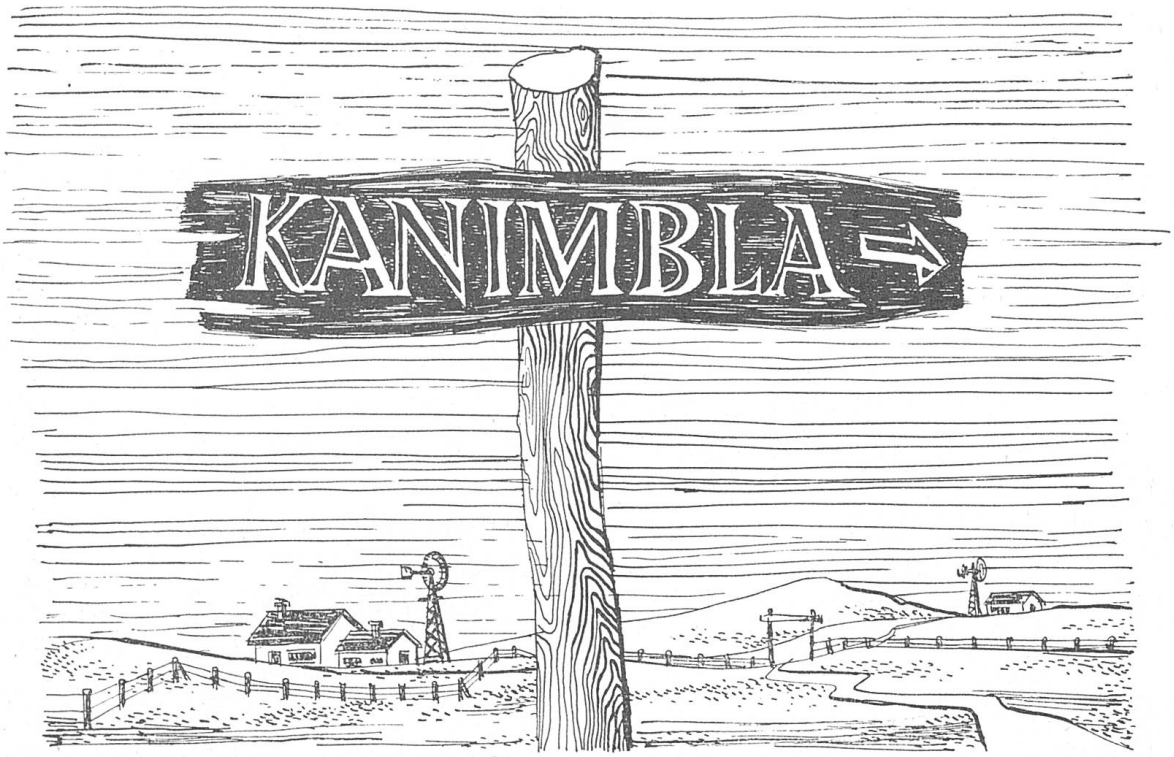
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



LEIDEN UND FREUDEN EINES SCHWEIZER AUSWANDERERS IM AUSTRALISCHEN BUSCH

Von * * *

Illustration von Eugen Hotz

Als Flüchtling aus Malaya weilte ich für einige Kriegsjahre in Australien. Auf einer Überlandreise stieß ich unerwartet auf einen Jugendfreund. Er war erst in der zweiten Hälfte seines Lebens ausgewandert, weil es ihm in der Heimat zu eng geworden war, aber auch, um seinem heranwachsenden Sohne beim Aufbau einer Existenz zu helfen. Er gab mir das Manuskript eines Buches, in dem er seine Freuden und Leiden als Auswanderer beschreibt. Ich erhielt die Erlaubnis, mir daraus folgende Auszüge zu machen, die zeigen, daß trotz der heutigen «Sicherheitssucht» die alte Schweizer Unternehmungslust und Selbsthilfe nicht ausgestorben sind.

Ich ging auf die Landsuche, reiste von Westaustralien bis nach Queensland. An Angeboten fehlte es nicht; denn wegen der Depression mußten viele Farmer verkaufen. Ich sah die ungeheuren Weizenfelder, die mit Maschinen von riesigem Ausmaß bearbeitet werden. Ich sah Schafstationen mit 20 bis 30 Tausend Schafen. Es war alles zu groß für mich, der nur schweizerische Kleinwirtschaft und schweizerische Arbeitsmethoden kannte. Dies und die Unermeßlichkeit der australischen Landschaft ließen mein Ich zu einer demütigen Bedeutungslosigkeit zusammenschmelzen. Meine Frau war nicht erbaut vom meerhaft weiten Flachland im Westen. Zudem war es schrecklich heiß und staubig. Die Landbevölkerung fand ich

überall außerordentlich freundlich und rührend generös. Aber ich fand nichts nach unserm Geschmack und nichts, zu dem mein Geldbeutel ja sagen konnte. Meine Frau verlangte, daß die Gegend schön sein müsse; denn der Mensch sei nicht nur zum Geldverdienen da. In der Zwischenzeit studierte ich fleißig Literatur über Schafhaltung und Veterinärmedizin; denn ich hatte mich definitiv zur Wollproduktion und Schafzucht entschlossen. Das Landwirtschaftsdepartement von New South Wales gab mir alle erdenklichen Erleichterungen und guten Rat mit einer Geduld und Freundlichkeit, wie ich sie in schweizerischen Staatsbetrieben nie erfahren habe.

Mein Sohn Markus war nach einigen Monaten mit der Sprache soweit, daß ich ihn in eine der staatlichen landwirtschaftlichen Schulen senden konnte. Dort wurde er in die Geheimnisse der australischen Landwirtschaft eingeführt. Diese groß angelegten Schulen, die den, welcher lernen will, außerordentlich gründlich und frei von nutzlosem Firlefanz in die Praxis der Landwirtschaft und Viehhaltung einführen, sind ein Geschenk (Fr. 150 im Jahr mit freier Pension). Markus war sehr glücklich, weil den Schülern viel eigene Initiative gelassen wird.

Eines Tages sandte mich meine Frau in die Stadt, um in einem deutschen Delikatessenladen Wienerli und Sauerkraut zu holen. Das letztere war ein wenig überzeitig. Ein Herr, der sich neben mich gesetzt hatte, verließ nach einer Weile den Wagen fluchtartig und ließ eine Zeitung zurück. Als ich darin gelangweilt blätterte, fand ich folgendes Inserat:

Liegenschaft zu verkaufen

1660 acres. In den Blue Mountains. Trägt 1200 Schafe. Geeignet für Obstbau. Solid gebaute Heimstatt und Außengebäude. Telefon. Billig.

Ich schrieb sofort um nähere Auskunft. Nach einigen Tagen erhielt ich in sehr fehlerhaftem Englisch folgenden Brief:

Empire Progress Co. Patawilga
Stratosphärische Qualität.
Submarine Preise.

Geehrter Herr,

Habe Brief überbekommen. Es ist lieblich ihre Bekanntschaft zu machen. Liegenschaft «Kanimbla» ist sehr fein. Kalk- und Kohlen-Vorkommen wahrscheinlich. Lade zur Inspektion ein. Permanentes Wasser. Zum Preise, den verlange, ist Station verschenkt.

Ergebenst

Rabensaft.

Ich hatte Lust, diese Antwort zu verbrennen. Aber schließlich wollte ich ja nicht die Empire Progreß Co. kaufen.

Ich entstieg dem Nachtzug in Patawilga morgens nach vier Uhr. In der Morgendämmerung sah die Gegend wild gebirgig aus. Der Busch bestand meist aus weißrindigen, knorrigen Eukalypten. Es war sehr kühl. Über dem Tiefland war die Atmosphäre kobaltblau, um sich dann durch die ganze Skala des Spektrums hindurch auf den hohen erodierten Sandsteinfelsen zu einem goldenen Rosa zu verdünnen. Die Gegend gefiel mir. Nur wunderte mich, wo in diesem wilden Lande Äcker und Wiesen sein könnten.

Ein noch junger, großgewachsener Mann von orientalisch femininem Typus kam auf mich zu. Er trug mauvegraue Tennishosen, ein rohseidenes Hemd, eine weinrote Krawatte, ein grünes Donegal-Sportjackett und — Lack-Abendschuhe.

Es handelte sich um den Inhaber der Empire Progreß Co. Auf dem Wege nach der Liegenschaft, die wir zu Fuß aufsuchen mußten, weil dem Agenten, wie er sagte, das Auto kaputt gegangen sei, zog er mir außerordentlich gewandt die Würmer aus der Nase. Er schien besonders über meine finanziellen Auskünfte befriedigt. Als wir nach etwa zwanzig Minuten beim Gattertor von «Kanimbla» anlangten, kannte seine Liebenswürdigkeit keine Grenzen.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Vor uns lag ein liebliches Juratälchen,

in das eine etwas steile Straße hinunterführte. Die Aussicht auf die Tafelberge war im Morgenlicht wunderschön. In der Tiefe konnte man zwischen riesigen Eukalypten die Heimstatt erkennen.

Das Land sah aus wie eine Wiese nach einem vierzehntägigen Schützenfest. Dutzende von Kaninchen machten das Männchen, um besser zu sehen, was für zwei Leute da kämen.

So eine Schafstation ist ein ganzer Weiler mit all den Wohn- und andern Gebäuden. Ich konnte nicht übersehen, daß alles ungepflegt und verlottert war. Es handelte sich um ein durch Raubbau und Boden-Erosion gänzlich heruntergekommenes Gut, um einen Teil einer frühern Großbesitzung von über 10 000 Hektaren. Der zu verkaufende Rest war etwa 650 Hektaren, also genau so groß wie der heutige Kirchenstaat des Papstes. In den Augen der großen australischen Squatter ist dies ein «Chabisplätz». Mit Recht, denn Australien ist etwa so groß wie Nordamerika, hat aber nur siebeneinhalb Millionen Einwohner. Schafstationen und Cattle Ranches so ausgedehnt wie der Kanton Aargau sind nicht selten.

Sobald ich bei der Besichtigung etwas abseits kam, sah das Land noch schlimmer aus. Tausende von rindenlosen und weiß gebleichten Baumstämmen lagen kreuz und quer am Boden. An vielen Orten hatte junger Busch schon wieder vom Grasland Besitz ergriffen. Überall wimmelte es von Kaninchen, auch die schwarzen, rotbäuchigen Ottern waren zahlreich. Ein trostloser Anblick, besonders für Augen, welche die Erinnerung an die wohlgeordneten grünen Schweizer Güter in sich tragen, wo der Bauer schon über die Erdhäufchen der Schermaus in Aufregung gerät.

Ich prüfte die Erde. Sie war recht. Ausgezeichnet war das Wasser: Drei permanente Quellen und verschiedene künstliche Weiherchen, die vom Regenwasser gespiesen werden. Der Regenfall schien mit 700 mm ungemein gut. Ich wußte damals noch nicht, daß die Hälfte des Regens bei der intensiven Sonnenbestrahlung durch Evaporation verloren geht.

Ich fand auf dem Platze nur 650 magere Merinos mit kurzer Hungerwolle, die kaum vier Pfund schor. Ein Plan des Landes war nicht vorhanden.

Die Gegend gefiel mir gut. Als Vorteile mußten die Bahnnähe und die niedrigen Frachten nach Sidney in Betracht gezogen werden. Anderseits waren aber ungefähr 100 Hektaren noch Busch, der allerdings auch Nutzholz für Zäune und Feuerung lieferte.

Nach etwa drei Stunden kehrten wir zum Frühstück in die Heimstatt zurück. Dort fanden wir ein noch junges, etwas abgehärmtes Ehepaar mit einer Schwiegermutter, der man am Wesen und am gepflegten Englisch sofort die perfekte Country Lady ansah, die wohl früher der Squattokratie angehört hatte. Meine Einschätzung erwies sich später als richtig. Hochmütiger Leichtsinn und die Depressionen hatten der früher reichen Familie das Genick gebrochen. Sie lebten nun nur noch von Bank Managers Gnaden, und da «Kanimbla» nichts mehr abwarf, wollten sie das ausgesogene Gut abstoßen. Ich fühlte, daß die Leute mit einem Preise zufrieden wären, der die Bankhypotheken deckte.

Ich sicherte mir schriftlich das Vorkaufsrecht für einen Monat. Mit gemischten Gefühlen fuhr ich nach Hause, rechnete, machte Pläne und suchte eine Lösung, die auch meinen Finanzmitteln angepaßt war. Als erstes ging ich zum Advokaten. In Australien hat jedermann einen Advokaten wie wir in der Heimat einen Hausarzt. Ich ersuchte ihn, festzustellen, wie viele Hypotheken auf «Kanimbla» lasteten. Es ergab sich, daß der vom Agenten geforderte Preis 750 Pfund darüber lag.

Eine Woche später zeigte ich meiner Frau das Gut, sie fand die Luft herrlich schweizerisch, das Tälchen eine Perle, das Haus befriedigend. Auch die Verlotterung in und um das Haus und der grauenhafte Zustand des Landes schreckten sie nicht ab. Sie war überzeugt, daß wir mit der ungeheuren Arbeit, die uns wartete, fertig würden.

Nach langem Markten mit dem Agenten einigten wir uns endlich auf einen Preis, der 750 Pfund niedriger war als der von ihm geforderte. Ich frug den Besitzer, was « Kanimbla » eigentlich heiße und erfuhr, daß das Wort aus der Sprache der Eingeborenen stamme und « das Feld, auf dem gekämpft wurde », also kurz « Schlachtfeld » bedeute. Ich fand diesen Namen etwas ominös. Aber anderseits fühlte ich als Besitzer eines nicht kleinen Stück Landes, mit dem und auf dem ich tun und lassen konnte, was ich wollte, eine stolze Freude.

Patawilga

Im Weltatlas findet man auf der Karte von New South Wales in einem Häufchen haariger Raupen, die Berge darstellen, die Township Patawilga, etwa zwei Finger breit von Sidney, was ungefähr 200 Kilometer bedeutet. Nach australischen Distanzbegriffen ist also die Ortschaft nur eine Suburb von Sidney. Am Eingang von Osten steht das adrette Amtshäuschen von Patawilga, wo der einzige berittene Polizist zu Hause ist, der immer den Motorwagen benützt und im Umkreis von etwa 100 Kilometern dafür zu sorgen hat, daß die Menschen keine Gesetze brechen. Dabei muß er auch die Nase in die Luft strecken, ob es an verborgenen Örtchen im Busche statt nach Eukalyptus nach verbotenem Whisky oder Bier rieche. Angebaut ist das düstere Kubuschen des « Lock up » oder Gefängnisses, wo etwa Vaganten eingeschlossen werden, die versuchten, die Arbeitslosenunterstützung zweimal oder die Altersfürsorge etwas vorzeitig zu erhalten. Für diese kocht die Frau Polizistin so gut, das ihr Mann oft einen Delinquenten mit Gewalt der Freiheit ausliefern muß.

Das saubere Schulhaus sieht aus wie ein größeres Gartenhaus. Daneben steht das kleine Häuschen des einzigen Schulmeisters, der etwa 60 Kindern in sechs Klassen menschliche Weisheit infiltriert. Hinter dieser Dorfuniversität steht das Bahnhöfchen, dessen Vorstand stolz eine Burenkrieg-Generalsuniform trägt.

Mitten im Dorfe steht das Postgebäude, mit einer außergewöhnlich geplagten, aber meist liebenswürdigen Postmeisterin, die auch die Sparkasse verwaltet und noch eine Unzahl andere Obliegenheiten hat, womit der Sozialstaat seine schlecht bezahlten Beamten überbürdet. Neben lokalen und führenden amerikanischen Zeitungen, worunter auch Modezeitschriften, wie die « Vogue » und Wildwestgeschichten, verkauft sie Malzzucker, Nideltäfeli und Glace. Endlich ist auch noch ein übertrieben großes Hotel da, das dem Brauerei-Trust gehört. Die Garage mit den schreienden Reklamen fehlt nicht. Auch einige Holzhäuschen, alle mit Wellblechdächern, stehen umher.

Dem Seelenheil der Einwohner dienen zwei Kirchlein, das katholische, aus galvanisiertem Wellblech, die « Church of England », aus Eternit und braunem Holzriegelwerk.

Etwa 75 Einwohner, unterstützt von den benachbarten Farmern, halten diese bürgerlichen Institutionen im Betrieb. Noch vor etwa 70 Jahren war Patawilga ein wichtiges Verkehrszentrum als Camping-Place der Ochsenwagen-Teams, die über die Great Dividing Range nach dem unendlichen Westen krochen. Ferner, weil einst wichtige Goldfelder in der Nachbarschaft lagen, wo auch der größte Nugget der Welt gefunden wurde. Wenig früher noch war hier auch der Zusammenkunftsort schwarzer Australier für ihre periodischen Tribe-Zeremonien gewesen, bevor diese von den ersten weißen Ansiedlern wie Hasen zusammengeschossen wurden, weil sie den Unterschied zwischen mein und dein nicht kannten. Deshalb finden wir etwa beim Pflügen noch Steinäxte und Speerspitzen.

Patawilga hat also eine romantische Vergangenheit. Heute aber ist alles friedlich und schläfrig. Wer auf der Straße die Geldbörse verliert, kann sie nachher bei der Postmeisterin abholen.

Das neue Heim

Mitte Januar 1934 zogen wir in unser neues Heim. Es war Hochsommer und

heiß; weniger im Hause selbst, denn es ist aus massiven Sandsteinquadern gebaut. Die hohen, saalhaften Zimmer sind kühl wie in einer Burg. Die Zimmer sind unpraktisch; die Fenster, Türen, die riesigen Kamine lassen wenig Raum für Möbel. Bis zum heutigen Tage kämpfen wir im Raumüberfluß mit Raumnot. Rings um das Haus ist eine geräumige Veranda.

Die uns drückende Raumnot habe ich auch in kleinern Landhäusern nicht getroffen. Wir Schweizer sind eben Hamster, Vorratsmenschen. Der Australier kauft auch Bücher; aber er stapelt sie nicht auf. Die Australierin hat nicht Kästen voll Wäsche und Kleider, sie kauft, was sie braucht.

Nach Gebrauch wirft sie es fort. Küche und Geschirr werden so primitiv wie möglich gehalten. Während zehn Monaten des Jahres wird vorwiegend auf der Veranda geschlafen. Darum haben die Australier Raum in den Häusern für Parties und zum Tanzen.

Die Zimmer sind ganz viktorianisch. Die Decken tragen zum Teil noch vorzügliche italienische Stukkatur. Türen und alles Holzwerk sind aus massivem Zedernholz. Fast jedes Zimmer hat ein etwas protziges Marmorkamin mit einem halben Ster Fassung.

Das Badezimmer war ein Loch mit einer riesigen Betonwanne. Die Küche, als wir sie übernahmen, wäre für einen unternehmungslustigen Pariser Restaurateur als Cuisine bretonne ein Vermögen wert gewesen. Sie hat zwei offene Kamine. In eines ist ein Holzherd eingebaut. Im andern hingen an einer Kette noch der große, altmodische Stew-Pot, aus dem früher unerwarteten Gästen zu jeder Tageszeit Suppe und Fleisch serviert werden konnte. Nahe dem Hause steht ein massives «Visitors' Cottage» mit zwei Schlaf- und einem Wohnzimmer. Im Garten standen Feigen-, Aprikosen-, Nektarinenbäume, altmodische Moosrosen und eine prächtige Bleistiftzeder. Ebenfalls im Garten war ein primitives Wellblechwaschhaus. Der Garten, von einem zerfallenden Lattenzaun umgeben, war gänzlich vernachlässigt, sogar dem Unkraut, ausgenommen einigen Disteln, war er zu gering.

Meine Frau verlangte, daß die Küche weiß gestrichen würde. Im Badezimmer mußte die Zementbadewanne verschwinden. Kurz, die Einführung schweizerischer Hygiene kostete mich mehrere tausend nicht leicht entbehrliche Franken.

Das Hagelwetter

Nun kam die Personalfrage. Zuerst mußte ich einen zuverlässigen Mann haben, der mit den Verhältnissen des Landes vertraut war. Die Posthalterin, Miss Sidwell, konnte mir ihren alten Vetter Mac zuhalten. Er war als Arbeiter nicht mehr viel wert. Aber er war früher selbst Farmer gewesen und konnte mir sagen, wie man die Dinge hierzulande macht. Zudem war er die treueste Seele, die mir je im Leben begegnet ist. Er kannte keine Arbeitszeit. Wenn meine Frau morgens ihr Tagewerk begann, brannte im Herd immer schon Feuer. Die Woche über unterschied er sich nicht von den andern Arbeitern. Am Sonntag jedoch, wenn er nachmittags zum Tee zu Miss Sidwell ging, sah er mit seinem Ebenholzspazierstock mit Silberknopf so adrett aus wie ein Country Squire.

Neben Mac wurde noch ein Melk- und Holzbube angestellt. Von einem benachbarten Kleinfarmer konnte meine Frau ein junges Mädchen bekommen, das ihr im Haushalt half, aber nur von neun bis fünf Uhr täglich, mit freiem Samstag und Sonntag. Für ein Dienstmädchen, die ungefähr die gleiche Arbeitszeit halten und in Australien ein rarer Artikel sind, wollte meine Frau nicht siebzig Franken in der Woche bezahlen.

Meine Frau hatte früher nur den Haushalt mit Gas und elektrischen Einrichtungen, vom Staubsauger bis zur Wäschezentrifuge, und ausgebildetem Dienstpersonal gekannt. Nun mußte sie zur Petrollampe, zum rauchigen Holzherd, zum Petrolbügeleisen und Staublumpen zurückkehren.

Mac, ich und der Melkbube säuberten nun rund um die Heimstatt. Wir

führten etwa 20 Farmwagen voll zerbrochenes Geschirr, Konservenbüchsen und Pfannen, Korsette, Bettstellen, Schnaps- und Weinflaschen von mindestens drei Generationen ab.

Ich drängte auf Selbstversorgung. Kartoffeln und Gemüse wurden gepflanzt. Fleisch, Milch, Butter hatten wir. Die übernommenen Hühner mußten wir abtun, weil sie krank waren. Den Hühnerhof voll Ungeziefer brannte ich ab. Ein neues Hühnerhaus wurde gebaut und mit jungen Langshans bevölkert, welche die Füchse sehr schmackhaft fanden. Das Brot brachte meine Tochter Bärbeli aus dem Dorf. Es war das fade englische Modelweißbrot ohne Kruste. Fand ich Zeit, so buk ich knusperiges Stangenbrot und sonntags Weggli; denn ich hatte vor der Abreise aus der Schweiz noch bei einem befreundeten Bäcker etwas vom Backen erlernt.

Das neue Leben gefiel uns, weil es nicht durch Fahrplan oder Fabrikpfeife geregelt war. Die fremden Laute, die neue Natur und die Menschen kamen uns gar nicht wesensfremd vor. Wir liebten des Australiers offenes, sonnverbranntes Gesicht, seine neidlose Freundlichkeit und die in unserer Heimat fast verschwundene Hilfsbereitschaft.

Am 13. Februar suchte uns ein ganz lokaler Wolkenbruch heim. Der Hagel fiel faustgroß, oft in ganzen Scherben. Alle Dächer, die wie ortsüblich aus Wellblech sind, wurden durchlöchert und mußten zu einem großen Teil ersetzt werden. Alle Obstbäume im Garten wurden zerfetzt. Sie mußten umgehauen werden. Schafe wurden getötet. Die armen Kühe auf der Weide bluteten am ganzen Körper. Vom Grenzzaun wurden Kilometer weggeschwemmt. Im Schatten war am zweiten Tage der Hagel noch fußhoch. Von diesem Unwetter wurde kein einziger unserer Nachbarn betroffen. «Kanimbla» hatte von der Natur den ersten Faustschlag ins Gesicht erhalten.

Endlich konnte ich vom Landdepartement die Kopie einer Grundbuchkarte des Gutes bekommen. Ich fand, daß ein Nachbar dem frühern Besitzer 20 Hektaren gutes Land abgezäunt hatte. Ich begann den ersten Prozeß in meinem Leben. Ich gewann.

Ich teilte mein Land schachbrettartig in 32 Parzellen, hier Paddocks genannt. Sie mußten eingezäunt werden. Alle vier Schritt ein Pfosten und sechs Drähte. Von dieser Art Zaun mußten 15 Kilometer erstellt werden. Dazu kamen noch zehn Kilometer Drahtnetzzaun zur Abwehr der Kaninchen. Zehn Waldarbeiter mußten alles tote Holz sammeln und verbrennen, Büsche ausgraben und wegräumen, damit die Melioration begonnen werden konnte. So waren fünf bis sechs Arbeitsgruppen vorhanden, die ich beaufsichtigen mußte. Die Zäunerarbeit wurde in Kontrakt vergeben.

Meine Frau kochte damals für acht Personen und mehr regelmäßig drei Mahl-

Nachstehend, als Fortsetzung des «français fédéral» der April-Nummer, einige Städte- und Dörfernamen unseres Schweizerlandes.

Was sind das für Ortsnamen:

S'il veut.
Son affaire.
Poules sombres.
Hiver chanter.
Tendre ruisseau.
Claire fontaine.
Eté aussi.
Train.
Faire.

Lösung Seite 68.

zeiten im Tag, jede davon ein bäuerliches Festessen. Neben diesem großen Haushalt mußte sie auch jeden Montag die Wäsche im unpraktischen Waschhaus machen; denn die junge Dame des Kleinfarmers hatte polierte und gerougete Nägel und refüsierte jede Mithilfe bei dieser Arbeit. Mein Töchterchen Bärbeli ging in die Dorfschule und war deshalb tagsüber abwesend.

An der Arbeit

Die weißen Australier in Originalausgabe kann man nur noch auf dem Lande finden. Der australische Arbeiter ist kein Kriecher. Im Anfang kommt es einem etwas eigenartig vor, wenn man als Boß nicht mehr wie in Europa befehlen darf, sondern um etwas ersuchen muß. Aber auch der Ton unter den Arbeitern ist besser als in der Heimat. Sie sind neidloser, hilfsbereiter und höflicher untereinander. Außer der Arbeit hält der australische Arbeiter viel mehr auf seinem Äußeren als der Eidgenosse gleicher Klasse. Er rasiert sich täglich. Über das Weekend kann man einen Arbeiter nicht vom Mittelstandsbürger unterscheiden. Auch er spielt Tennis, Golf, segelt oder macht Touren im Motorwagen. Dagegen muß ich bekennen, daß die materiellen Fundamente der Familie weniger sturmsicher sind als beim Durchschnittsschweizer. Das ist aber auch nicht so nötig, wegen der Arbeitslosenunterstützung, der Kinderprämien und weil der gute Arbeiter in diesem Land immer Arbeit finden kann, wenn seine reguläre Einnahmequelle versagt. Es macht weder dem Arbeiter noch dem Mittelständler etwas aus, wenn die Not an den Mann kommt, auch ungewohnte, geringe Arbeit anzunehmen.

Ein fundamentaler Unterschied zwischen uns Altweltlern und den Leuten in jungen Überseeländern ist, daß wir zuviel Furcht haben vor Dingen, die sich nie ereignen, während die andern zu wenig Angst haben vor Dingen, welche wirklich geschehen.

Der Arbeiter ist meist geistig sehr wach. Aber die Zahl der ungelernten Arbeiter ist erschreckend hoch, weil der junge Australier Geld und Unabhängigkeit liebt und deshalb möglichst bald verdienen will; aber auch weil die Regierungen durch die Macht der Gewerkschaften für den ungelernten Arbeiter einen Grundlohn festsetzen mußten, der sich herzlich wenig vom Minimallohn des gelernten Arbeiters unterscheidet.

Nach der täglichen Landarbeit arbeitete ich meist bis Mitternacht für jede Gruppe den Arbeitsplan des kommenden Tages aus. Ich hatte mich an den Achtstundentag zu halten, der auch für Landarbeiter gesetzlich ist.

Jeden Morgen sattelte mir Mac mein schwarzes Pony, das jeden Gatterverschluß öffnen konnte und Zigarettenstummel und leere Zündholzschachteln mit besonderer Andacht kaute. Die Reiterei beschleunigte die Arbeit nicht; denn wegen der vielen Kaninchenlöcher konnte ich nur sachte gehen. Deshalb gab ich bald meine romantischen Gutsbesitzerallüren auf und nahm an der Arbeit unter den Arbeitern teil. Die ungewohnte Holzhackerarbeit machte mir Herzklopfen und Schwindel. Manchmal schüttete mir Mac unauffällig kaltes Wasser über Genick und Rücken. Er verstand. Ich wundere mich heute noch, wie meine Beamtenkonstitution die Überanstrengung aushielt, ja wie ich täglich stärker wurde und schließlich große Freude an der schweren Arbeit bekam. Nach einem Jahre fühlte ich mich zwanzig Jahre jünger und hatte jede hypochondrische Anlage verloren. Aber ich mußte mich nun täglich abends um acht Uhr zu Bett legen.

Kaninchen

Im Anfang machte es mir Spaß, über das Weekend Jagd auf die Kaninchen zu machen. Ich war stolz, wenn ich bis zu 40 Stück in der Stunde schoß. Ich begriff anfänglich nicht, welch grauenhafter Plage ich gegenüberstand.

Im Jahre 1852 importierte ein Großfarmer in Viktoria zwei Dutzend Kaninchen aus England, die er auf seinem Platze freiließ, mit der Absicht, mehr Wild für

den Jagdsport zu schaffen. Die Bevölkerung war erfreut über die Initiative des Mannes. Ein Wilderer, der eines der Tierchen schoß, mußte sogar eine Buße von 250 Franken bezahlen.

Schon im Jahre 1865 sah der unternehmungslustige Farmer sich vor die Notwendigkeit gestellt, seine Saat wieder gänzlich auszurotten, wenn er nicht zugrunde gehen wollte. In drei Wochen wurden 20 000 Kaninchen vernichtet, ein kleiner Bruchteil der Nachkommen der ursprünglich 2 Dutzend. Die Horde verbreitete sich nach allen Himmelsrichtungen. Die Kaninchen tragen die Hauptschuld, daß die Vegetation im Innern Australiens immer mehr verschwindet, die Wüsten immer größer werden, Sandstürme den Himmel verdunkeln, ja die Schneefelder des fernen Neuseelands rot färben, in Sidney und Melbourne des Tags oft die Lichter brennen müssen, die Flüsse versanden und Überschwemmungen jährlich Millionen von Tonnen guter Erde ins Meer tragen. Um sich gegen die Invasion zu schützen, baute Westaustralien in Rekordzeit der Grenze entlang den längsten Drahtnetzzaun der Welt, nämlich zirka 3500 Kilometer. Es war zu spät. Heute beherrscht das Kaninchen ganz Australien.

Unser Trapper fing in den ersten sechs Monaten über 10 000 Kaninchen. Da fünf Kaninchen so viel fressen wie ein Schaf, dreißig so viel wie ein Rind, ging in unserm Fall also das Futter von etwa 2000 Schafen oder 300 Stück Großvieh in die Mäglein der drolligen Tierchen.

Die Abwehr der Plage hat manche Formen angenommen. Der Landbesitzer schützt sich mit Drahtnetzzaun. Weil aber die Tiere den Zaun oft unterhöhlen oder heftiger Regen diesen unterspült, beschäftigen die großen Güter besondere Grenzreiter, die mit einem großen Pack Hunde keine andere Arbeit haben, als den Grenzzaun in Ordnung zu halten. Im Kleinbetrieb ist dies zu teuer. Deshalb haben wir alle 2 bis drei Jahre in « Kanimbla » eine ernstere Invasion. Mit Strychninködern, Ziangas und Fallen werden wir den Einwanderern jeweils in etwa zwei Monaten Meister. Sie haben dann eine Verlustliste von 1000 bis 3000 aufzuweisen. An Hasenpfeffer fehlte es uns also nicht.

Markus kommt heim

Ein so großes Areal wie « Kanimbla » konnte natürlich nur mit modernen Maschinen bearbeitet werden. Zum Gestöhne meines Geldbeutels, der schon Anzeichen von Schwindsucht zeigte, kamen die ersten Maschinen an: Traktor, Sämaschine, Eggen usw., und vor allem der sehnlichst erwartete Motorlastwagen.

Ich war noch nie auf einem Traktor gesessen, noch weniger hatte ich je gepflügt. Aber wo ein Wille ist, kann er auch solche Maschinen bändigen.

Inzwischen hatte ich von den übernommenen 650 Schafen 500 verkauft. Ich behielt nur 150 Kopf für Fleisch und zu Studienzwecken. Das Futter war so gering, daß ich die hungrigen Schafe nicht mehr sehen konnte. Außerdem waren sie den Kaninchentrappern im Wege. Ich kaufte dagegen an die 100 Kopf Jungvieh, da mir die Nachbarn versicherten, das Futter wäre für Rinder gut genug. Aber sie wurden magerer und magerer. Ich mußte sie mit Verlust verkaufen. Analysen hatten gezeigt, daß unser Boden reich an Kali, aber sehr arm an Phosphorsäure und Stickstoff war. Für Weideland ist die Stickstoffdüngung zu teuer. Da wir keine Ställe haben, kam auch die Jauchewirtschaft nicht in Frage. Superphosphat war anderseits sehr billig. Die Regierung trug einen Kostenanteil. Zur Anreicherung des Bodens mit Humus entschloß ich mich zur Kleewirtschaft und der rotierenden Grasung in kleinen Parzellen, damit die Schafe gezwungen waren, den Mist abzuladen, wo sie fraßen. So mußte ich nur mit Superphosphat düngen. Das System bewährte sich glänzend.

Endlich kam Markus aus der landwirtschaftlichen Schule heim. Wir hatten ihn ein ganzes Jahr nicht gesehen. Aus dem früher eher zarten Jüngling war ein großer, starker Mann geworden.

Er übernahm die Maschinen, Reparaturen, das Säen und Ernten sowie die Routinenarbeiten mit den Schafen. Ich behielt für mich die Meliorationsarbeiten, das Zuchtwesen, das Planen und ... die Sorgen. Markus hatte etwas gelernt. All die Jahre kam nie ein Handwerker aufs Gut, das sparte viel Geld.

Ich hatte etwa 300 Hektaren so gesäubert, daß die Sämaschine ungehindert arbeiten konnte. Markus begann nun mit der Aussaat der Kleemischung. Da die Zeit für die Aussaat relativ kurz bemessen ist (Februar bis April, unser Herbst), mußte er sich sputen. Er saß über drei Monate tagaus tagein auf dem Traktor und säte. Gegen das Ende montierte er einen elektrischen Scheinwerfer auf den Traktor, um auch des Nachts arbeiten zu können.

Die Saat ging prächtig auf. Das Gut war nun fast frei von Kaninchen, die Grenzzäune fertiggestellt. Aber nach einigen Wochen bekam ich den Eindruck, daß die Weide ärmer und ärmer wurde, ja daß der Klee überhaupt verschwand. Bald sammelten sich, wie uns schien, die Kaninchen von ganz Australien im neu angesäten Lande. Aber da wir der Kanincheninvasion sofort steuerten und die eingeborenen Gräser und Kräuter zwischen dem Klee auf die Düngung reagierten, fanden wir nach gutem Regen, daß die Arbeit von Markus doch nicht umsonst gewesen war. Wir hatten bald überraschend gutes Futter. Ich sandte Markus und Mac in den Westen, um dort 1000 gute Merinohammel zu kaufen. Sie übernahmen klugerweise 1500. Wir behielten 1000 der besten Tiere, den Rest verkauften wir mit gutem Profit. Die Schafe schoren neun Pfund vorzügliche Wolle, die wir einer englischen Spinnerei zu gutem Preise verkauften. Das war unser erstes Einkommen. Alle Anzeichen deuteten auf Erfolg.

Die Meliorationsarbeiten gingen mit Hochdruck weiter. Ich berechnete, daß wir für die Hammelwirtschaft später auf zu teurem Boden sitzen würden. Auch erforderte diese Art der Schafhaltung, die Herde alle vier Jahre zu erneuern. Dadurch wird diese Betriebsart sehr spekulativ, ist aber trotzdem sehr beliebt, weil sie wenig Arbeit macht. Ich mußte deshalb den Nachwuchs selbst züchten.

Die Zucht von Großvieh ist schwierig, aber ein gutes Schaf zu züchten viel schwieriger, weil man nicht nur das Fleisch im Auge haben muß, sondern auch die Wolle. Australien produziert über 600 Qualitäten Wolle, von der unendlich feingewellten, seidenartigen Merinowolle bis zu der groben Teppichwolle, womit wir etwa die Qualität bezeichnen, welche die Schweizer Schafe produzieren.

Leider hat das beste Fleischschaf immer die wertloseste Wolle und umgekehrt. Australien ist gezwungen, ein Schaf zu züchten, das im Fleisch und in der Qualität der Wolle gut ist. Das heutige Merinoschaf ist groß und schneidet doppelt so viel Wolle wie etwa vor 50 Jahren.

In unserm Distrikt hielt man nur das ganz leichte Merino mit seidenfeiner, sogenannter Hungerwolle, das unter den heutigen Verhältnissen am schlechtesten rentiert. Als ich die Nachbarfarmer über meine Absicht, das großrahmige Schaf aus dem Westen zu züchten, konsultierte, lachten sie mich aus. Aber ich hielt zu meinem Plan.

Die berühmten großen Schafzüchter im Westen jedoch wollten mit einem so kleinen «Chümi», wie ich einer war, nichts zu tun haben; denn wenn die «Schafkanonen» etwas verkaufen, so handelt es sich immer um Herden von vielen Tausenden von Tieren. Aber ich wollte mit den zugeknöpften Herrschaften etwas zu tun haben. Im übrigen war ich bereit, den Preis zu bezahlen wie jeder andere.

Ich stellte Spione auf, um eine Herde zu finden, die in meine finanziellen Limiten fiel. Bald meldete mir mein «secret service», daß eine sehr angesehene Schafstation im fernen Westen von New South Wales, wo der Staat die besten Schafe hat, eine kleine Herde von etwa 2000 Mutterschafen von außerordentlich hoher Qualität auf der Straße habe. Die Herde war etwa 200 Kilometer landeinwärts von uns. Wenn ich den Handel auf der Straße ab-

Der Hahn
Photo: Thea Goldmann

schließen konnte vor der Auktion in den Stockyards, so würde ich billiger dazu kommen. Wir fuhren sofort mit einem guten Vorrat an Benzin und Wasser los. Nach langem Suchen fanden wir die Herde. Es waren wirklich gute, erst drei- bis vierjährige Schafe. Der Handel wurde abgeschlossen. Von diesen Schafen behielt ich 1000 Kopf der besten. Der Rest brachte beim Verkauf einen Profit ein, so daß mich die Herde doch nicht teurer zu stehen kam als lokale Schundware.

Diese Schafe wurden die Mütter unserer zehn Jahre später sehr beachteten Zucht.

Buschfeuer

Wenn das Kaninchen der Feind Nr. 1 der australischen Landwirtschaft ist, so ist das Feuer Nr. 2. Man unterscheidet zwei Arten, das eigentliche Busch- (Wald-) Feuer. Bei diesem ist der Schaden unberechenbar, weil es nicht nur Wälder zerstört, die wegen der ungeheuren Distanzen und der Kosten überhaupt nicht mehr reafforestierbar sind, sondern das Land auch der Bodenerosion ausliefert. Das zweite, das Grasfeuer, verkohlt Weizenfelder und Grasland, Tiere, Häuser und oft auch Menschen. Der Schaden ist groß, aber meist vorübergehend. Wir hatten in unserm Staat in den letzten trockenen Jahren Grasfeuer, die Schäden von über 20 Millionen Franken erzeugten. Während das Waldfeuer sich relativ langsam ausbreitet, verbreitet sich das Grasfeuer mit der Geschwindigkeit des Windes. Daraus erklären sich die großen Verluste an Tieren. Auf einem solchen Brandfeld liegen die Tierleichen schwarz und aufgebläht umher. Oft sieht man auch Schafe, Pferde und Rindvieh schwarz angebrannt in so großer Zahl herumziehen, daß man sie mit dem Maschinengewehr aus ihrer Qual erlösen muß. Dieser Anblick ist herzzerreißend.

Eines Tages, das Wetter war brütend heiß, arbeiteten Markus und ich ganz im Osten der Liegenschaft. Etwa um drei Uhr nachmittags kam ein schweißtriefender Nachbar angeritten. Er rief nur rasch: «Es brennt bei euch im Wattle-Creek.» Und fort war er. Bald sahen wir riesige schwarze Rauchwolken aufsteigen. Das Feuer war im grünen Busche. Dieser besteht bei uns ausschließlich aus Eukalypten, deren Blätter sehr ölhaltig sind. Wenn die Bäume im Sommer in Brand geraten, explodieren sie, wie wenn man sie mit Benzin überschüttet hätte.

Das Feuer war durch einen unserer Kontraktarbeiter entstanden, der das heiße Wetter zum raschen Verbrennen des Leseholzes hatte ausnützen wollen. Er war bereits feige verduftet.

Wir hatten damals noch keine organisierte Buschfeuerwehr, aber es war Ehrensache, daß jeder Farmer dem Nachbarn in der Not half. Als wir auf der Brandstätte erschienen, fanden wir die Lage schon hoffnungslos. Von allen Seiten kamen Helfer angeritten und angefahren. Bald brannte eine Front von etwa drei Kilometern. Rasch wurde ein Kommandant ernannt. Ich, als der am wenigsten erfahrene, übernahm die Verpflegung und ritt heim. Bei meiner Frau waren schon die ersten Nachbarinnen eingetroffen, um ihr bei der Verpflegung zu helfen. Der Bäcker sandte Kuchen, der Dorfwirt ein Faß Ale.

Als ich zum Feuer zurückkam, waren über sechzig Mann an der Löscharbeit. Vor allem mußte die große Obstfarm eines Nachbarn gerettet werden. Wir fällten Bäume, säuberten den Boden von Zweigen und Laub und erstellten ein Band, das frei von allem war, was brennen konnte. Diesem Fire-Break entlang setzten wir die Gegenseite zur Feuerfront in Brand, das heißt, wir begannen Feuer mit Feuer zu bekämpfen. Es gelang, die Hauptgefahr abzuwenden. Das Feuer brannte jedoch noch zwei Tage. Gänzlich unter Kontrolle kam es erst durch ein Gewitter.

Mir verbrannten etwa 20 Hektaren Busch, aber nicht der neue Grenzzaun. Mein Nachbar, mit dem ich den Prozeß habe führen müssen, hatte ihn unter äußerster Anstrengung gerettet. Ich dankte ihm, und nachher waren wir wieder,

wenigstens seinerseits ... feindliche Nachbarn.

Da das Feuer bei mir ausgebrochen war, offerierte ich sofort meinen Nachbarn, die schlechter weggekommen waren als ich, Kompensation des entstandenen Schadens. Sie nahmen nichts an. Es sei dies nicht Sitte.

Rückschlag

Nach etwa sechs Monaten fingen unsere neuen, teuren Merino-Mutterschafe zu serbeln an. Die Madenfliege, der Feind Nr. 3 der australischen Pastoralwirtschaft, wurde aktiv. Die Situation verschlimmerte sich so, daß ich den Regierungs-Schafexperten kommen lassen mußte. Als einzige Lösung schlug er vor, Corriedalschafe zuzulegen, da das Merinoschaf auf meliorierter Weide nie gedeihe. Dazu fehlte mir aber das Geld. Der Schafexperte sah deshalb nur den Ausweg, selbst das Corriedalschaf zu züchten. Er stellte mir in Aussicht, daß, wenn seine Weisungen gewissenhaft befolgt würden, wir in fünf bis sechs Jahren eine ganz gute Corriedalherde hätten. Es wurden nun erstklassige Corriedalwidder gekauft und diese mit unsern Merinos gekreuzt und kontinuierlich Inzucht (Vater und Tochter) getrieben. Der Experte eliminierte jedes Jahr etwa 40 Prozent der Lämmer, welche Anzeichen zeigten, in die Merinolinie zurückzufallen. Die Regierung tat alles dies gratis für mich und tut es heute noch.

Krieg

Die Nachricht vom Ausbruch des Krieges war für uns keine Überraschung. Aber Australien war unvorbereitet. Ohne Bedenken stellten sich mein Sohn und ich als Freiwillige. Ein Pünktchen dieses Landes war nun unser Eigentum, es zu verteidigen, schien uns ein Recht. Uns für die genossene Gastfreundschaft dankbar zu zeigen, war Pflicht. Wir wurden beide kriegstauglich befunden, aber im Interesse der Lebensmittelversorgung aus dem Heeresdienst entlassen. Gewitzigt durch meine Erfahrungen im ersten Weltkrieg, ahnend, daß wir bald ohne Arbeitskräfte sein würden, kaufte ich im noch offenen Markt Dünger, Samen, Benzin, Maschinenöl, kurz Betriebsmittel aller Art, aber auch Maschinen, die uns von jeder Arbeitskraft unabhängiger machten. Dieser Vorbedacht rettete uns ohne Zweifel vor dem Ruin. Denn jetzt begann der grimmige Krieg, den die Armsesselwirtschaftsprofessoren gegen den praktischen Landmann führten. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die uns ein Trockenheitszyklus brachte, der im Jahre 1939 in ganz Australien begonnen hatte und der 1946 noch nicht zu Ende war. Durch äußerste Sparsamkeit in der Fütterung und systematische Futterkonservierung konnten wir uns bis zum Jahre 1941, wo die Dürre erschreckende Dimensionen annahm, durchwinden. Ich war vorsichtig genug, Schafe abzustoßen, wo ich konnte, aber ohne mein Zuchtprogramm zu gefährden. Ich hatte eine glückliche Hand, der Zuwachs an Lämmern war stets über Erwarten gut.

Die Dürre ist eine Zuchtrute des australischen Landmannes, aber vor allem der leichtsinnigen, die in den Jahren des Überflusses nicht an die Jahre der Not denken. Futterkonservierung durch Heu und Silage steckt in Australien noch in den Kinderschuhen. Die Zeiten der Dürre, wo man in der Nacht das Blöken der ruhelos futtersuchenden Schafe hört, das herzzerreißende Rufen des Rindviehs, die an Hunger und Durst zugrunde gehen, und wo auf den Weiden die Luft schwer ist vom Gestank der aufgedunsenen Tierleichen, sind trostlos.

Aus Geldsucht halten die meisten Bauern mehr Tiere, als ihr Land ernähren kann, und verkaufen aus Geiz oft in guten Jahren das geerntete Futter.

Da auch das folgende Jahr trocken war und Doppeldürren bisher selten gewesen waren, hatten wir nur wenig Heu. Aber ich besaß noch etwas Geld. Ich beriet die Lage mit meinem Schafexperten. Als Resultat kam heraus, daß die prächtigen nun schon Halbblut-Corriedal-Mutterschafe unter allen Umständen gerettet wer-

den sollten. Aber die Lämmer mußten weg. Die prächtigsten konnte ich einem Optimisten für zwei Shilling verkaufen, der Rest mußte abgetan werden. Wir kamen uns vor wie Kindsmörder.

Für die Mutterschafe kaufte ich Futter zu phantastischen Preisen. Ein ganzes Jahr mußte ich 2000 Schafe so füttern. Wir verloren keines. Aber die Kosten waren erschöpfend. Es kam die Zeit, wo ich auf der Bank nur noch für sechs Wochen Geld genug hatte, und damit war die Zeit der schlaflosen Nächte gekommen.

Nun war ich schon seit über 25 Jahren Briefmarkensammler, sogar ein enragierter. Ich stellte die vielen Raritäten zusammen und verkaufte sie in Sidney für gutes Geld. Ich konnte weiter aushalten, ohne Bankschulden machen zu müssen.

Als man Schafe für 50 Rappen kaufen konnte, soviel man wollte, und auch Rindvieh in unserer Provinz gar keinen Wert mehr hatte, erklärte mir mein Sohn Markus eines Tages, daß er wieder in die Schule zurück wolle, um einen andern Beruf zu wählen. Die Lage mit unserer Farm schien ihm aussichtslos.

Ich konnte das verstehen; aber ich wollte nicht aufgeben. Es schien mir, daß auf eine so lange Trockenperiode doch einmal Regen folgen müsse. Meine Frau stand auf meiner Seite. Und auch Markus hielt schließlich aus.

Endlich kamen wirklich gute Regen. Die Farm wurde wieder grün, die Lämmer rollten wieder in die Welt. Die Wunden der Katastrophe verheilten langsam. Das Klima blieb immer noch außergewöhnlich trocken mit Ausnahme des Jahres 1942, das einen unerhörten Überfluß an Futter brachte. Wir konnten davon allerdings nicht viel profitieren; denn die einen Arbeiter waren in die Armee gegangen, die andern wollten von den maßlos hohen Löhnen in der Kriegsindustrie profitieren. Markus und mir oblag nun die Arbeit von fünf Mann. An eine Erhöhung der Produktion war nicht zu denken.

Um diese Zeit kam meine Tochter Bärbeli gesund und sportgestählt aus dem protestantischen Töchterinternat aus dem Westen zurück. Meine Absicht war, sie zu einer beruflichen Ausbildung nach Sidney zu geben. Aber Bärbeli entschied, Farmerin werden zu wollen.

Dieser Entschluß machte meine Frau und mich über alle Maßen glücklich.

Der Kampf gegen die Dürren, gegen neue Parasiten dauerte an; in den heißen Sommermonaten brannte noch manches Buschfeuer, aber es schien doch, als sei nun ein gewisser Segen über uns. Wir arbeiteten wie Ackergäule.

Der ganze Betrieb, der jetzt 3000 bis 4000 Schafe trägt, ist nun modern mechanisiert, so daß wir die Wirtschaft allein führen können, ausgenommen periodisch etwas mit einigen Taglöhnern. Wir sind nun eine Familie, in der jedes Glied gerecht entlöhnt, souverän und frei ist, ein Privatleben hat, aber mit einem gemeinsamen Willen: Arbeit und Frieden.

Mit 1945 kam die Rekorddürre, die in Australien über 30 Millionen Schafe vernichtete sowie Millionen Großvieh. Aber wir waren nun gerüstet. Wir verloren nicht ein einziges Schaf. Ja die gefürchteten Dürren sind für uns nun zur Quelle vermehrten Einkommens geworden; denn in solchen Zeiten sind die Preise für unsere Produkte naturgemäß am höchsten. Wir erzielen in unserer Provinz nun die höchsten Preise für Corriedalschafe. Schon mehr als einmal erreichten die «Kanimbla»-Schweizer Rekorde in den Sidney Salesyards.

Züchter, die gute Schafe haben wollen, kommen nun zu uns, darunter auch «große», die mit dem kleinen «Chümi» vor zwölf Jahren nichts zu tun haben wollten. Ich trage es ihnen nicht nach, vorausgesetzt, daß sie bar bezahlen.

Aber was wäre materieller Erfolg, wenn dabei die Seele unfrei und freudlos darben müßte? Wir schätzen vor allem, daß wir nun eine Heimat haben nach unserm Kopfe, ein kleines Schweizchen, über uns nur der blaue Himmel, ein Flecklein Erde, das uns gehört und auf dem wir als freie Menschen leben und gestalten können, wie wir wollen.